

Die Liebe Gottes in Jesus Christus kann nur durch Liebe bezeugt werden

Autor(en): **Helfenberger, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **55 (1978)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1031507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Liebe Gottes in Jesus Christus kann nur durch Liebe bezeugt werden

Predigt zu Lukas 9, 51—56,
gehalten beim ökumen. Vespergottesdienst
am 23. Januar 1976
in der Klosterkirche Mariastein,
von Herrn Pfarrer Paul Helfenberger, Biel-Benken

Weil uns Christus durch sein Wort zusammenführt, darum rede ich Sie an:

Liebe Gemeinde,
wir haben alle ein gemeinsames Anliegen, dass Christus aufgenommen wird, dass er Herberge findet: in unsern Herzen, in unseren Häusern, in den Konferenzsälen der führenden Wirtschaftsleute, in den Regierungsgebäuden, im Glaspalast der UNO, überall, wo Menschen miteinander le-

ben und wo Entscheidungen fallen, die das Zusammenleben bestimmen.

Wir sind mit dem auferstandenen lebendigen Christus unterwegs als solche, die ihm Herberge geben und für ihn Herberge suchen. So können wir uns wiedererkennen in den Jüngern aus dem verlesenen Evangelium.

Und nun haben wir alle auch eine Ahnung davon, an wie vielen Orten in der Welt Christus der Zugang verweigert wird, an wie vielen Orten Er uns Herr und Meister, ein unerbetener Gast ist.

Dort, wo schlimme Erfahrungen Menschen hart gemacht haben. Dort, wo Misstrauen und Hass Menschen bestimmen. Dort, wo tief eingesessene Vorurteile den Ausschlag geben im Verhalten zu andern Menschen. Dort, wo Menschen sich selber stark machen wollen und kein anderes Vertrauen kennen als das ihrer eigenen Kraft.

Und wieviel von dem allen gibt es in unserer Welt!?

Die Jünger im verlesenen Evangelium erleben, dass ihrem Herrn die Herberge verweigert wird. Sie sind deswegen frustriert — so muss man das heute wohl sagen. Es ist für sie eine Überforderung, eine zu grosse Zumutung, dass sie für ihren Herrn keine Herberge finden, keinen Ort, wo man ihn aufnimmt. Das ist zuviel für sie. Und sie reagieren mit der denkbar grössten Aggression auf diese Zumutung: «Herr, willst du, dass wir Feuer vom Himmel herabrufen und sie vernichten sollen?»

Das ist die Sprache des Hasses aus den denkbar edelsten Motiven. Zu dem also waren die Jünger Jesu fähig. Zu einem solchen Widerspruch: dass sie für das Beste, das Allerbeste eintreten möchten und es so tun, dass sie es dem Geiste nach widerlegen. Und indem die Jünger so reagieren, sind sie selber mittendrin in dem Trostlosen, Hoffnungslosen, machen es wie die andern, werden selber böse.

Wir müssen das wissen, dass wir solche Möglichkeiten auch haben. Wir müssen es wissen, dass wir mit den Jüngern dieses Evangeliums verwandt sind in dieser Hinsicht. Es gibt dasselbe, was wir hier bei den Jüngern sehen, in noch viel feineren

Formen. In den Eifer für die Sache Jesu kann so viel allzumenschlicher Übereifer einfließen, dass wir nicht mehr recht merken, was Jesus eigentlich möchte, dass wir etwas anderes wollen und doch meinen, es sei in seinem Sinn und Geist. Wir sind dann zu sicher geworden. Wir meinen: Wir haben den rechten Glauben, und denken nicht oder zu wenig daran, wie denn dieser Glaube auf die andern Menschen wirkt, wie sie ihn wahrnehmen. Es ist auch gefährlich, wenn wir es zu genau wissen wollen, wie Jesus Herberge nimmt unter uns Menschen und wie nicht. Wenn wir auf diese Weise Wegbereiter und Fürsprecher Jesu sein möchten, dann vergessen wir, dass Er, Christus, Gott sei dank unser Fürsprecher ist und bleibt, und dass wir das immer nötig haben. Und dass er auch der Fürsprecher aller andern Menschen ist, und dass Er und der Heilige Geist, der vom Vater kommt, die Wege bereitet und die Türen öffnet, und immer wieder anders, als wir meinen und es für möglich halten.

Die Jünger hätten jenen Samaritanern keine Chance mehr gegeben.

Das war damals eine klare Sache: Zwischen Juden und Samaritanern gibt es keine Versöhnung. Das sind, solange man zurückdenken kann, eingeschworene Feinde. Und zwar sind es religiöse Gründe, die sie einander entfremdet haben. Angefangen hat es damit, dass die aus dem babylonischen Exil zurückgekehrten Juden den Samaritanern nicht erlaubten, den zerstörten Tempel in Jerusalem mit aufzubauen. Der Grund: durch Umsiedlung unter der assyrischen Fremdherrschaft hatte es in Samarien Vermischungen mit fremder Religion gegeben. Und nun wollten die aus der babylonischen Gefangenschaft Zurückgekehrten nicht das Risiko eingehen, dass der ihnen teure Glaube, den sie auch im Exil unter vielen Opfern treu bewahrt hatten, verfälscht würde.

So schlossen sie die Samaritaner aus und zwangen sie, einen eigenen Tempel auf dem Berg Garizim zu bauen und auf ihre Weise, die *sie* natürlich ihrerseits für die rechthabende hielten, Gott anzubeten. Und nachdem einmal zwei Tempel standen, konnten sich die beiden Volksgruppen

nur noch als Konkurrenten, ja als Feinde verstehen.

Es muss uns als Angehörige christlicher Kirchen, die auch einmal eine Glaubensspaltung erlebt haben, sehr interessieren, wie sich Jesus verhält, wenn solche Gegensätze im Zusammenhang mit ihm aufbrechen, und zu einer Entladung kommen wie bei den Jüngern.

Die Jünger hätten als Juden den Samaritanern keine Chance mehr gegeben.

Ich glaube, wir können sie verstehen.

Da, wo es dem Menschen um Wichtigstes, um Grösstes und Heiligstes geht, ist jeder besonders empfindlich und verletzbar.

Da kann man nicht einfach den Pluralismus beschwören und sagen: Es geht so, und es geht auch so, und es geht auch noch anders und überhaupt auf jede denkbare Weise.

An Jesus haben sich tatsächlich die Geister geschieden. Er hat klare Scheidungen vollzogen zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gottes gutem Willen und der Anmassung der Menschen. Darum hatte er Feinde. Aber Er — hat für seine Feinde gebetet. Er war traurig und manchmal auch zornig über alle, die sich seinen Anliegen verschlossen. Er hat geseufzt über die häufige Verständnislosigkeit seiner engsten Vertrauten. Aber er hat bis zuletzt bezeugt, dass jeder Mensch vor Gott eine Chance hat, wenn er diese Chance wirklich wahrnimmt, wenn er sich Gottes Liebe gefallen lässt und ihr Herberge gibt in seinem Herzen. Und darum war für ihn nicht die Frage: Samarien oder Jerusalem, sondern die, ob es da und dort Menschen geben wird, die dazu befreit werden, Seinen himmlischen Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten.

Die Liebe Gottes in Jesus Christus kann nie bezeugt werden durch Aggressionen, durch Hass, durch Lieblosigkeit. Sie kann wirklich nur durch Liebe bezeugt werden, gelebte, nicht behauptete Liebe. Liebe, die sich verständlich macht für den, an den sie sich richtet, so verständlich macht, dass sie als Liebe erfahren wird.

Darum ist die Glaubwürdigkeit der Jünger in die-

ser Geschichte aufs äusserste bedroht. Jesus macht ihnen diese Bedrohung bewusst. Sie haben auf einmal *den* gegen sich, für den sie sich doch bis zum äussersten einsetzen möchten.

Und gerade das ist das Tröstliche: wenn wir in der Gemeinschaft mit Christus bleiben, wenn wir sein Wort immer wieder beherzigen, dann sagt Er es uns, wenn wir in der Gefahr sind, lieblos zu werden. Dann nimmt er uns in Schutz vor uns selber. Das hat er gegenüber seinen Jüngern getan mit der Mahnung: Wenn ihr so etwas denkt und tun möchtet, wisst ihr nicht mehr, in welchem Geist ihr redet und handelt! Ihr meint etwas anderes als ich. Bei ihm dürfen wir uns bergen mit unseren Anfechtungen und Aggressionen.

Er erspart es uns nicht, unsere Lieblosigkeit aufzudecken, gerade weil er uns wirklich liebt. Darum ist unser Hören auf Ihn, unser Vertrauen zu Ihm in allem das Wesentlichste: in den verschiedenen Formen, Ihn zu ehren, in den verschiedenartigen Bemühungen um Erkenntnis, in den verschiedenen Traditionen.

Wir müssen es immer wieder neu lernen, wie wir den Anliegen Jesu in unserer Zeit gerecht werden. Wir möchten doch Ihm dienen, nicht einer Idee, nicht einer Sache, nicht einer Institution. Wir möchten doch alle, dass Er uns befreit zum Dienst in der Welt, nicht wie wir ihn uns vorstellen, sondern wie er ihn von uns erwartet.

Und wenn es uns in der katholischen Kirche, in der reformierten Kirche, in allen Kirchen und Gemeinschaften, die Christus als ihren Herrn bekennen, *darum* zu tun ist, dann können wir in dieser Demut und Offenheit nur dankbar sein füreinander, für jeden Menschen auf dieser Erde, der Christus bei sich und in seiner Umgebung willkommen heisst. Und das ist jetzt schon etwas, das uns in schwierigen Situationen, wenn wir angefochten sind und unsere Zweifel haben, wenn uns viel Gleichgültigkeit gegenüber den christlichen Anliegen aggressiv oder mutlos machen könnte, zu einer grossen Stärkung wird.

Dieses Wissen umeinander, diese Dankbarkeit füreinander fördert die Gelassenheit und Geduld auf dem langen Weg dem Reich Gottes entgegen.

«Aufbruch ins Ungeahnte» Taizé 1977

Markus Gisler, Altdorf

Taizé ist «anderes Land». Es lässt sich nicht als Tatbestand mit den Massstäben unserer aufgeklärten Zeit erfassen. Die Massstäbe sind unzulänglich. Es lässt sich schwer Vergleichbares finden. Ähnliche Länder gibt's wenige (wo? an der Peripherie der Welt, an der Peripherie der «transzendentalen Obdachlosigkeit»). Nun, es ist eben «anderes Land», doch wie jedes Land hat auch dieses seine Marksteine: die Daten von den Anfängen bis heute.

Von den Anfängen in Taizé...

Taizé, kleines Nest, hügelaufrwärts, unweit von Cluny (ehem. berühmte Benediktinerabtei), im Bezirk Saône-et-Loire. — Im Sommer 1940 liess sich Roger Schutz (frère Roger, Prior und Gründer der Communauté) hier nieder. Nach zwei Jahren schlossen sich ihm die ersten Brüder an. Zu siebt bekannten sie sich 1949 zum gemeinsamen, zölibatären Leben. Die Gemeinschaft wuchs von Jahr zu Jahr. In den Anfängen schlossen sich ihm evangelische Brüder an, später anglikanische, seit den letzten 10 Jahren auch katholische Brüder. Die Brüder stammen aus 10 europäischen Ländern, einige aus Amerika, Afrika und Asien. Das Ziel der Communauté ist ein im Evangelium gegründeter Ökumenismus, es wird jedoch betont, dass «eine Versöhnung unter den Christen kein Ziel in sich ist; es geht um die Versöhnung aller Menschen, damit die Kirche ein Ort der Gemeinschaft